

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

1918

Versprengte deutsche Brüder

[urn:nbn:de:bsz:31-92204](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92204)

Krieg gewesen ist, das ist das erstemal. Und jetzt ist's wie eine andere Welt."

Sie sagte nichts dazu.

Vielleicht gab sie sich Mühe, seine Anweisung auszuführen: die Jäh'n übereinander heißen und auf Gott vertrauen.

"Und horch, Weib: du hast die Hansenbäuerin gesehen.

Das ist eine rechte Frau.

So wie die muß eins sein, wenn —"

"Sag nichts; ich weiß schon, was du meinst. Sag nichts. Man tut halt, was man kann. Der Piarer hat heut gesagt: Dein Wille geschehe, das heiße nicht immer hergeben, das heiße auch manchmal geschenkt kriegen."

"Ja, ja, das ist auch wahr. So kann man's auch ansehen. So wollen wir denn heimgehen. Es wird mondhell heut nacht. Um drei Uhr muß ich fort. Du gehst mir keinen Schritt zum Haus hinaus.

Man darf der Katz' den Schwanz nicht stückweis abschneiden. Wir machen's kurz. Die Kinder schlafen dann, bei denen bleibst." Gefang erkönte von weitem her, junge Stimmen von Burschen und Mädchen; der leichte Abendwind trug sie herzu, noch ehe man die Lustwandelnden erblicken konnte.

Sie sangen das Lied vom schönsten Wiesengrunde, in dem der Heimat Haus steht. Das war, als hätte die Heimat selber eine Stimme bekommen und lode ihre Kinder zu sich her, damit sie ihr tief ins Auge und ins Herz sahen.

Das war für die unter dem Kirschbaum nicht von nöten. Sie hätten mitsingen können, wenn es ihnen ums Singen gewesen wäre:

"Müßi' aus dem Tal ich scheiden,
Wo alles Lust und Klang.
Das wär mein herbstes Leiden,
Mein letzter Gang."

Aber sie horchten still bis die Stimmen verhallten.

Dann wandelten sie miteinander heimzu.

Er trank noch einmal alles mit den Augen in sich hinein.

Sie tat desgleichen für ihn.

Gute Nacht, Hirzenbach.

Heimatwelt, gute Nacht.

Der Mond war schon am Niedergehen.

Der Röhrenbrunnen plätscherte wie im Traum.

Ein erster Hahneschrei. Ein Gaulsgewieher in einem Stall.

Ein kühler Morgenwind. Ein Lämpchen an einem Fenster und ein Weib dahinter mit verweinten Augen. Feste, starke, hallende Tritte, die durch die Nacht hingehen und in ihr verschwinden.

Ein Mann, der sich das Liebste vom Herzen genommen hat und ausgeht, weil das Vaterland ruft. Zum zweitenmal.

Versprengte deutsche Brüder.

Mehrere Male in diesem Kriege haben unsere Feldgrauen die freudige Überraschung erlebt, daß sie nach schweren Kämpfen und langem, mühseligem Wandern durch fremde feindselige Gebiete hindurch plötzlich unter Leuten waren, die sie mit deutschen, oder dem Deutschen nahe verwandten Lauten begrüßten und unter denen sie sich so etwas „zu Hause“ fühlten. — versprengte Glieder des deutschen Volkes, die auch unter Fremden deutsche Sitte und Stammesart, deutsche Weise des Ackerbaues und Städtebaues gewahrt hatten. So ging es in Polen und Galizien und Siebenbürgen, in Wolhynien und Rumänien, ja im heiligen Lande! Da merkten sie dann überrascht, wie weit hinaus der Einfluß unseres Volkes sich einst erstreckt hat, wie groß Deutschlands Macht gewesen, ehe der unselbige 30jährige Krieg sie brach, und wieviel seitdem uns verloren gegangen ist durch die Jahrhunderte der Schmach und Zerrissenheit, welche die Feinde im Westen und Osten benutzten, um auf unsere Kosten vorzudringen und alles deutsches Siedlungsland zu besetzen und die darin zurückgebliebenen versprengten Reste unseres Volkes zu knechten.

Zuerst erlebten unsere plattdeutschen Regimenter das in Flandern. Von Bättich bis Brüssel war wallonisches Gebiet. Schlechtes Französisch die Landessprache; hinterhältige, verstockte und faule Männer; schlampige, liederliche Weiber; kümmerliche Acker und elende, schweinefarmartige Fabrikarbeiterwohnungen. So anmutig das Land, so berückend zierlich und niedlich die Schlösschen mit ihren Parks, und so üppig ausgestattet die Häuser der Reichen, so unheimlich und abstoßend war doch der Gesamteindruck des wallonischen Belgien. Keiner unserer Leute konnte sich da irgend wohl fühlen. Mit einem Schlage wurde es anders. Sobald sie über Brüssel hinaus nach der Küste vordrängten, so schlugen verwandte Laute an ihr Ohr, und sie merkten, daß sie mit ihrem heimischen Plattdeutsch sich gut verständigen konnten. Da sahen die Städte unfern alten deutschen Städtchen so ähnlich. Brügge und Gent, und auch die alten Straßen von Antwerpen, sie sind ganz wie die Straßen von Nürnberg und Hildesheim und Braunschweig: hochgiebelige Häuser, hochragende Dome, lauschige Ecken — das ganze deutsche Behagen, der Stolz des deutschen Bürgers auf das eigene Heim. Und wie haben diese flämischen Bauern ihr Land angebaut und ausgenutzt! Da war keine französische Schlampererei.

Bei den Franzosen herrscht ja eine schreckliche Verwahrlosung auf dem Lande. Die Dörfer sind verfallen, die Acker liegen brach und der Wald wächst auf wie er will, ungepflegt und ohne Plan. Das alles, weil die Bevölkerung beständig abnimmt. Der Franzose hat keine Freude an der Scholle, keine Freude am Schaffen. Er hat ja keine Kinder, für die er schafft. Sein Ideal ist: möglichst sparsam eine Reihe von Jahren zu arbeiten, um dann womöglich schon mit 40 oder 45 Jahren als Rentier in die Stadt ziehen zu können. Danach sehen alle die französischen Dörfer aus. Seit Jahrzehnten ist da kein neues Haus gebaut, die alten sind notdürftig gestrichelt; es sind keine neuen Stallungen angelegt, man behilft sich, so gut es geht. Der Besitzer sagt sich eben: „Ich lebe nur für diese paar Jahre hier in dem langweiligen Nest, dann gehe ich nach Paris“. Wird der Hof verpachtet, so sagt sich der Pächter erst recht: „Ich schlage so viel wie möglich heraus und wende so wenig wie möglich an“. Diese französischen Dörfer haben einen trostlosen Eindruck auf das deutsche Gemüt gemacht.

Wie anders sieht es doch im flandrischen Lande aus! Da blüht der Gemüsebau und es wird aus dem Boden herausgeholt, was er nur irgend hergeben will, so daß auch des deutschen Landmannes Herz ausgeht und er merkt, hier könnten selbst wir etwas lernen. Freilich, ganz reine Freude war es nicht, die unsere Feldgrauen dort erlebten. Sie merkten es doch bei längerem Verweilen schmerzlich, daß dieser versprengte deutsche Volksstamm jahrhundertlang unter französischer Vormundschaft und jesuitischer Erziehung gestanden hat und daß davon Spuren im Volkscharakter zurückgeblieben sind, die einen wirklich nicht mit Freude und Zuversicht erfüllen können.

Auch der Blame arbeitet nicht gern mehr als nötig ist und schätzt das geruhige Leben hoch; gerade wie der Engländer den Deutschen haßt um seiner Arbeitslust willen. Darnach sehen die Landstraßen, die Dämme, die Eisenbahnen in Flandern aus. Es wird nur eben so viel gestrichelt als gefordert wird. Die Freude an einer gut gehaltenen Straße, an einer geräuschlos arbeitenden Maschine, an einem tadellos sauberen und ordentlichen Eisenbahndamm, die ein deutscher Arbeiter oder Verwaltungsbeamter kennt, ist dem Blamen fremd. Auch im persönlichen Leben ist ihm vieles am Deutschen schwer zu tragen. In Belgien kann jeder ein Gast-

haus aufstun, der Lust dazu hat; und die Folge davon ist, daß eine Wirtschaft neben der andern steht. Unsere Forderung der Wirtschaftskonzessionen dünkt sie eine unerträgliche Beschränkung der persönlichen Freiheit. Und noch mehr empfindet man die deutsche Gerichtsbarkeit als unbegreiflich hart. Dem Belgier wie dem Franzosen ist es selbstverständlich, daß man alles mit Geld abmachen kann; daß auch ein reicher Mann oder gar eine wohlhabende Frau für Gesetzesübertretung ins Gefängnis wandern könnte, das erscheint ihnen „gemein“.

Aberhaupt ist ein Grundzug des belgischen Volkes, daß es so „gewöhnlich“ ist. Es hat nicht umsonst Könige gehabt, deren Privatleben verächtlich, deren Geldgeschäfte unehrenhaft waren. Aber Belgien hat diese Menschen ganz gern getragen. Wenn sie nur das Volk in Ruhe ließen, dann ließ man sie mit ihren Sünden auch in Ruhe. Die Frömmigkeit ist vielfach stumpf. Man macht seine religiösen Pflichten ab, so etwa, wie man auch mit den staatlichen Pflichten sich abfindet. Von irgend einer tieferen Erfassung der ewigen Wahrheit ist wenig zu spüren. Die Kunst ist prahlerisch, sinnlich, auf Augenblickswirkung berechnet.



Deutsch-Ordensschloß.

Dom.

Petrikirche.

Riga vom Dänastrom aus.

Immer wieder kommt dem, der dort mitlebt, der Seufzer hoch: So nahe verwandt, — und doch so fremd! Wenn man deshalb unsere Feldgrauen, die eine Zeitlang in Flandern gelegen und Zeit gefunden haben, sich Land und Leute etwas gründlicher anzusehen, einmal fragt: „Möchtet ihr wohl, daß diese Leute unsere Mühsäcker würden?“ dann schütteln sie sich und sagen: „Um alles in der Welt nicht! Das würde ja eine Quelle von Ärger und Verdruß ergeben, wenn die Vlamen ins Deutsche Reich eingegliedert werden sollten. Deutsche Ordnung und Rucht wird ihnen noch jahrhundertlang unerträglich dünken. Und welch ein Strom von Unsitlichkeit und Schmutz würde sich aus diesem verseuchten Gebiete über unsere Fluren ergießen! Wir wollen ihnen gerne helfen, daß sie einigermaßen ihres Volkstums froh und bewußt werden; aber ihre Kämpfe müssen sie selber kämpfen und ihre Last müssen sie selber tragen; wir müssen von ihnen uns frei halten!“ — Was da werden soll, ist ja eine überschwere Frage. In unserem Volke stehen sich heute zwei Ansichten schroff gegenüber. Die einen fordern die flandrische Küste als einen unumgänglich notwendigen Schutz für unser Reich, zur Sicherung seiner Grenzen, zur Erlangung des freien Zuganges zum Meere. „Nur von Antwerpen und Zeebrügge aus können wir England in Schach halten und seine Pläne, uns nach dem Kriege wirtschaftlich zu erdroffen, zunichte machen“, so sagen sie. Andere wieder betonen mit Ernst: „Wir wollen nicht annektieren. Wir haben es im Anfang des Krieges ausgesprochen, daß wir Belgien

seiner Selbständigkeit nicht berauben wollen, und wir wollen das nun auch halten. Wir können auch bei der tiefen Zerrissenheit und Zerklüftung unseres Volkes unmöglich uns darauf einlassen, daß unsere ohnehin so schwierigen inneren politischen Verhältnisse noch mit dem Schwergewicht eines wallonischen und eines flandrischen Bundesstaates belastet werden; darauf müssen wir verzichten.“ — Unterdessen hat die deutsche Regierung es für ihre Pflicht erachtet, den Vlamen wenigstens die Erfüllung ihrer alten Wünsche auf eine eigene vlämische Universität und eigene vlämische Sitte und Sprache zu gewährleisten; Vlamen und Wallonen sind in der Verwaltung streng geschieden. Der Rat von Flandern ist ernstlich am Werke, alle guten Kräfte im vlämischen Volke zur Mitarbeit wachzurufen. Und es ist gut, daß wir uns dieser unserer Stammesbrüder wieder einmal etwas mehr erinnert haben, als das vor dem Kriege der Fall war. Wir sind es ihnen schuldig, daß wir ihnen in ihrem Kampfe um die Gleichberechtigung mit den Wallonen zum Siege helfen, einerlei, ob ihre Art uns gefällt oder nicht.

Es ist schon manches erreicht. Die vlämische Sprache ist wieder zu Ehren gekommen. Vlämische Zeitungen sind entstanden. Auf den

Straßen und in den Theatern wird, selbst in Brüssel, das ganz französisch geworden war, mehr vlämisch als früher gesprochen. Auch die in Holland internierten jungen Vlamen sind mit der niederländischen Bevölkerung und Sprache in die nächste Verührung gekommen; sie müssen dort wieder lernen ihre Muttersprache zu gebrauchen, um sich verständlich zu machen, und sie erfahren zu ihrem Staunen, daß diese verachtete vlämische Sprache in Holland für alles geistige und politische Leben das einzige und vollgenügende Ausdrucksmittel ist und daß sie zu diesem Zwecke sich mindestens ebensogut eignet wie das angebetete Französisch. So ist denn zu hoffen, daß der Krieg, wie er sonst auch auslaufen mag, eine gewaltige Stärkung des vlämischen Elementes zur Folge haben wird.

Es steckt doch auch Gutes in den Vlamen! Wie haben unsere Dichter, insbesondere der unvergeßliche Hoffmann von Fallersleben, dies Volk lieb gehabt! Wie sind doch die Vlamen in unsere deutsche Art aufgegangen, wo immer sie sich ansiedelten; an der Unterelbe und Unterweser, in der Wittenberger Heide und im Ostland, bis nach Kibal und Narwa hinaus, überall begegnen wir den Spuren vlämischer Wanderlust, vlämischer Zähigkeit. Ach, wenn doch der Sinn des alten Dillandsfahrerliebes wieder aufwachte:

Naer Dostland willen wy ryden,
Naer Dostland willen wy mee,
Al over die groenen Heiden —

Wenn
Und m
Reiter
scham
sich zw
Land, v
gebiet
war das
durch K
höfste, nied
Volk, meis
russische So
paar Morg
zur Errich
gegeben hat
beit vom B
lebten. Da
ein polnis
schwender
großartig
gepflegte
Judenstäd
Straßen, u
der Markt
jeder Straß
zu handel
verkäuflich
Das
schie, verä
Hunde; —
haben um
diesen arn
niederzutr
Wie g
Bild in
unsere Rei
Grenze ka
der Edelhe
umgeben,
hatten gar
rend sonst
Haus auf
taum eine
geschweige
eines Obst
daß man's
Siedelung
Menschen,
haben, so
sie morgen
brechen m
des Grün
zu eigen
die Baue
Scheunen
geben, im
waren or
kleinen L
Siedelung
Form, ob
blitzblauk
großen S
lutherische
sagten un
deutsches
Frei
möchte di
Bauern i

Früh ower die Heiden —
Daer is er een betere Stee.

Wenn sie doch wieder zu uns innerlich herüber kämen!

Und nun erst Kurland! Im Frühling 1915 ritten die deutschen Reiter, Schamaiten ist der Zipfel Litauens, der sich zwischen Kurland und Ostpreußen schiebt; ein armes sandiges Land, von den Russen künstlich als Wüste gehalten, um ein Grenzgebiet zu haben, das für Heere schwer zu überschreiten ist. Was war das für ein jämmerliches Ding! Weite Wälder, ungepflegt, durch Raupenfraß und Windbruch mitgenommen; kümmerliche Gehölze, niedrige verfallene Käten, — darin ein armseliges, hungriges russische Soldaten, denen man ein paar Morgen Land und das Holz zur Errichtung eines Häuschens gegeben hatte, die lieber ohne Arbeit vom Bettel und Walddiebstahl lebten. Dazwischen hier und da ein polnischer Herrenhof, verschwenderisch ausgestattet, in einem großartig angelegten, aber schlecht gepflegten Park; dann wieder kleine Judenstädtchen, schmierig die Straßen, unergründlich der Schmutz der Marktplätze, Schnorrer an jeder Straßenecke, bereit, mit allem zu handeln, was überhaupt nur verkäuflich war. —

Das ganze litauische Volk scheu, verängstigt, wie verprügelte Hunde; — Russen und Polen haben um die Wette sich gemächt, diesen armseligen Menschen Schlag niederzutreten.

Wie ganz anders wurde das Bild in dem Augenblick, wo unsere Reiter über die kurländische Grenze kamen. Da lag nicht nur der Edelhof von Garten und Park umgeben, auch die Bauernhöfe hatten ganz deutsche Art. Während sonst im Osten der Bauer sein Haus auf das blasse Feld stellt, taum einen Baum um den Hof, geschweige denn die Pflanzung eines Obstbaumes daran wagt, so daß man's schon von weitem der Siedelung anmerkt: „Hier haufen Menschen, die kein Heimatgefühl haben, sondern damit rechnen, daß sie morgen ihre Zelte wieder abbrechen müssen, je nach der Laune des Grundherrn, dem das Land zu eigen gehört“, so lagen hier die Bauernhäuser, von statlichen Scheunen und Stallungen umgeben, in wohlgepflegten Obst- und Gemüsegarten, und die Felder waren ordentlich bestellt, und die Wiesen so gut im Stand, mit kleinen Waldstreifen dazwischen. Und mitten darin eine kleine Siedelung: eine evangelische Kirche, hell angefrischen, schlicht in der Form, ohne Prunk und Überladung, aber mit schlankem Turm und blitzblanken Fensterscheiben; und daneben ein Schulhaus mit einer großen Schulküche; und fröhliche Kinderstimmen sangen deutsche lutherische Lieder; und ein Pfarrhaus: — „Ganz wie daheim“, so sagten unsere Bauernsöhne. — Ja, Kurland und Livland sind deutsches Land!

Freilich nicht überall traf man auf deutsche Sprache. — Man möchte diese blondhaarigen Mädchen, diese ehrenfesten, behäbigen Bauern im Wandrock deutsch anreden. Aber sie verstehen es nicht.

Sie sind ja Letten. Aber ihre Art ist deutsch; ihre Weise zu leben und vor allen Dingen zu arbeiten, ist deutsch. Jahrhunderte lang haben sie unter deutscher Erziehung gestanden und das deutsche Wesen hat sich ihnen ein- und ausgeprägt, so unverkennbar, daß man sich hier sofort zu Hause fühlt. Komm in ihre Häuser und sieh, wie die Mutter die Kinder lehrt; sie beten Luthers Katechismus, sie singen die Lieder nach unsern bekannten Choral-Melodien. Komm in ihre Kirchen am Sonntag und achte auf die Liturgie, auf die Lieder, auf die Art der Predigt und du fühlst dich sofort daheim, obwohl du kein Wort verstehst: deutsch-lutherische Weise hat sich hier ausgeprägt. Und nun erst die alten Städte! Freilich Windau und Libau haben von dem alten deutschen Wesen wenig bewahrt; zu oft hat da der Brand gewüthet, zu gewaltig war die neue Zeit, in der der Handel mit Rußland und die russische Militärverwaltung den wirtschaftlichen Aufschwung brachte. Aber schon die kleinen Städtchen Pasenpoh und Goldingen, die unsere Truppen in jedem Handsreich besetzten, und dann Mitau mit seinem hochragenden deutschen Kirchturm aus der Reformationszeit muteten unsere Leute ganz heimatisch an. Und wie war es erst, als unsere Soldaten in Riga einziehen durften! Da nickten noch die hohen Giebelhäuser über die Straße hin. Da ragen die schlanken Kirchtürme, das Wahrzeichen deutschen, frommen Bürgerstimmens empor. Da grüßen auf Schritt und Tritt die Zeugen vielhundertjähriger Verbindung zwischen Niederachsen und seinen Kolonien am Ostseestrande.

Wie ist das gekommen? Dies ist der Grund: daß sie in den Ostseeprovinzen die Reformation miterlebt haben. In Flandern hat es auch Evangelische gegeben. Die ersten Märtyrer, denen Luther sein Lied sang, waren Blamen, und prophetisch hat er damals das Wort gesprochen:

„Die Asche will nicht lassen ab, sie staubt in allen Landen“. Aber die Funken sind wieder ausgegetreten. Was evangelisch war, das hat sich nach dem Norden, nach den Niederlanden gerettet. Die Blamen blieben dem Katholizismus und damit Frankreich ergeben. Die Balten hat die lutherische Kirche beim Deutschtum erhalten und ihnen auch die Kraft gegeben sich tapfer zu wehren gegen die fremde Art. Auch im Osten war die Ver-

suchung groß. Wie glatt sind des Polen Umgangsformen. Wie behaglich lebt sich's mit dem Russen. Er tut ja, wenn er nicht mal gerade brutal wird, im allgemeinen niemand etwas zu Leid; er ist ein gemüthlicher Gesellschafter; er ist leicht zu bestechen; wer unrecht tun will, hat's nirgends leichter als in Rußland. Und gewiß hat es auch im Baltenslande viele gegeben, die von dieser Art angestect waren; die als ungetreue Söhne des deutschen Volkes Glauben und Sitte, Ehrenhaftigkeit und Reinheit preisgaben; nur der deutsche Name blieb als Grabstein stehen und erinnerte daran: „Hier ist einmal deutsche Art lebendig gewesen.“ Aber die große Menge des baltischen Deutschtums wußte sich zu behaupten in ruhiger, sicherer Würde. Sie hielten sich vor dem Nachhaken fremder Art; sie prägten ihre Art aus und auf, und was jetzt



Schwarzhaupterhaus zu Riga.

unsere Feldgrauen dort erlebt haben, das gibt uns Gewähr, daß im Baltenslande deutsches Wesen kraftvoll neu ausblühen wird, wenn es uns nur gelingt, endgültig diese Vorkämpfer von der Knechtschaft zu befreien, unter der sie so lange geschmachtet haben.

Auch an ihnen ist von uns viel gesündigt. Wie wenig Verständnis fanden die Balten in Deutschland. Niemand dachte ihrer und würdigte ihre Leistungen. Man lächelte über ihre Überschwänglichkeit; man glaubte lieber den lettischen und estnischen und russischen Beschwerden als den Stammesbrüdern. Man sagte ihnen wohl gerade zu: „Werdet doch russisch; warum wollt ihr es nicht? Es bleibt euch doch nichts andres übrig!“ Und auf der andern Seite stand das große russische Reich mit seiner unermesslichen Weite, mit seinem Hunger nach Bildung und Kultur, mit seinem Reichtum an natürlichen Schätzen, mit seinem Raum für jede tatkräftige Persönlichkeit. Wer dahin auswanderte und auf die russische Art einging, der konnte etwas werden. Freilich um einen hohen Preis. Denn Rußland gewährte nur dem seine Schätze, der sich auch ganz an die russische Art hingab und den evangelisch-lutherischen Glauben und die deutsche Sprache verleugnete. Das „breite Leben“, das Leben und Lebenlassen, das Mit-Stehlen, Mit-Trinken wurde erwartet von denen, die in Rußland weiter kommen wollten. Viele sind diesem Zauber erlegen.

Größer ist die Zahl derer, die unter schweren Entbehrungen um des Glaubens und Gewissens willen ihre deutsche Art und ihren deutschen Namen unbesetzt erhalten haben. Ich denke noch immer gern an einen russischen General, den ich kennen lernte. Der war ein Pastorensohn; aber er war als junger Mann kein gläubiger Christ gewesen. Er hatte sich im Krimkriege ausgezeichnet; er war im Kaukasus vor dem Feinde bis zum General befördert. Weitere Ehrenstellen winkten ihm. Der Oberstkommandierende, ein Großfürst, ließ ihn kommen, sprach huldvoll mit ihm, versprach ihm alles, was sein Herz nur begehren konnte. „Nur eine Kleinigkeit, General,“ sagte der Großfürst; „es wird erwartet, daß Sie den rechtgläubigen Glauben“) annehmen.“ Des Balten Stolz häumte sich auf. „Mein Glaube ist mir nicht feil“, war seine Antwort. „Nun gut; wir wissen das zu ehren, das ist deutsche Art. Aber Sie werden Ihre zwei Söhne rechtgläubig erziehen lassen; wenn wir Sie in eine so hohe Stellung befördern, dann müssen wir die Gewißheit haben, daß eine solche Familie auch wirklich russisch wird nach Sprache und Glauben.“ Da antwortete ihm der Deutsche: „Kaiserliche Hoheit, um meiner Zukunft und persönlichen Beförderung willen werde ich meinen Kindern das beste Vätererbe nicht nehmen lassen“. Der Großfürst schien auch jetzt noch äußerlich freundlich. Aber aus der Beförderung wurde nichts. Der tüchtige Offizier blieb im Kaukasus und kam nicht weiter. Weiter gekommen sind nur die Witte und Stürmer und Rennenkampf und wie sie alle heißen, die Menschen, die mit ihrem evangelischen Glauben auch ihre gute deutsche Seele weggaben, um diese Welt zu gewinnen.

Schwere Jahre kamen über das Baltensland unter Alexander III. und Nicolaus. Mit Gewalt und List, durch Aufhebung der lettischen und estnischen Bauern, durch Russifizierung des Unterrichts und des Gerichts, durch kleine und große Mittel wurde darauf hingearbeitet das ganze Land russisch zu machen. Die evangelische Kirche erfuhr jede mögliche Bedrückung, die griechisch-katholische jede Förderung. Die tüchtigen lutherischen Lehrer wurden mit dem weißen Stabe dabongezagt, gemüthungslos Lumpen als Lehrer auf die Jugend losgelassen. Die Universität Dorpat verlor ein Stück ihrer Rechte nach dem andern. Sie sollte in russischer Sprache deutsche Wissenschaft lehren. Die alten Städte mit ihrer stolzen tüchtigen Bürgerschaft wurden ruiniert durch Auslieferung an den russischen und jüdischen Böbel. Schließlich brach nach dem Japanischen Kriege die lettische und estnische Revolution aus. Ein furchtbares Jahr für die Deutschen! Aber durch das alles hindurch hielten sie sich stark und treu. Treu blieben sie auch dem russischen Zaren, der sie bedrückte, eingedenk des Wortes: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“

Nach dieser Feuerprobe schien sich ihre Lage etwas zu bessern. Es schien so, als ob man endlich eingesehen hätte, welchen Schatz man in diesen deutschen, treuen, aufrechten Leuten an der Grenzmar-

) So nennt die griechisch-katholische Kirche ihr Bekenntnis.

Rußlands hätte. Man gab ihnen das Vereinsrecht und das Recht auf die Schule in ihrer Muttersprache wieder. Schnell entfaltete sich neues freies, frohes Leben überall in den baltischen Städten und auf dem Lande.

Da kam der Weltkrieg, und nun brach es über sie herein wie eine Sturmflut von Rohheit und Vergewaltigung. Was sie in diesen Kriegsjahren alles gelitten haben, und in Livland und Estland jetzt noch leiden, das ist schwer auszusagen. Nur vereinzelt ist die Kunde davon zu uns herübergedrungen. Alles haben die Russen zerstört und verdorben. Was nur weggeschleppt werden konnte, das ist unter dem Vorwande der „Evakuierung“ weggeschleppt: alle Glocken, alle Kupferdächer, all der gute alte Hausrat der baltischen Familien. Und als nun die deutschen Reiterhorden hereindrachen, ja, da wurde das unglückliche lettische Landvolk durch Verleumdungen dahin gebracht zu glauben, daß die Deutschen unter ihnen ebenso haufen würden wie die Russen in Ostpreußen gehaust hatten. Russische Soldaten, denen Ohren und Finger abgetrennt waren, wurden herungezeigt als Beweis dafür, daß die Deutschen den Gefangenen diese Glieder abschnitten. Daneben wurde das russische Land als das Paradies verlockend geschildert. Den Bauern wurde erlaubt, selbst abzuschätzen, was sie durch den Umzug verloren, und Gutscheine darüber gegeben, so daß sie glauben noch ein gutes Geschäft zu machen, wenn sie ihre Heimat aufgaben und nach Rußland gingen.

In einem schweren Widerstreit der Pflichten befanden sich damals die deutschen Balten. Ihrem Herzen nach standen sie auf der Seite Deutschlands. Aber die Pflicht verlangte das Gegenteil, und es gab keinen, der auch nur einen Augenblick geschwankt hätte; als Soldaten, als Offiziere, als Beamte haben sie ihre Schuldigkeit getan im vollsten Umfange und nach jeder Richtung.

Dabei eine schändliche Deutschenheze. Sämtliche deutschen Schulen und Vereine wurden geschlossen. Die deutsche Sprache wurde in der Öffentlichkeit verboten; im Gasthof, auf der Straße, im Kaufladen, nirgendwo durfte man in der Muttersprache reden. Selbst wenn die Kinder auf der Straße sich deutsche Worte zuriefen, wurden die Eltern in Strafe genommen. Es wurde verbannt, wen gerade die Willkür auswählte; ohne richterlichen Urteilspruch sind zahllose der angesehensten und verdienstvollsten Männer des Landes in die entferntesten Gegenden Sibiriens gewandert. Aber auch Frauen und Greise traf das Geschick. Wie viele sind auf dem Leidenswege oder im Kerker verdorben und gestorben. Dann kam die Vertreibung von Haus und Hof. Nur eine Wüste wollte man den Deutschen übergeben. Überall im Lande loderten Flammen auf; die Schlösser, die Kirchen, die Pfarrhäuser, die Bauernhöfe, die Ernte auf dem Acker und der Wald wurde angesteckt. Nie hat wohl eine Regierung seit den Zeiten Dschingis-Khans ähnliches an ihren Untertanen getan. Erschütternde Worte hat dieses Leid gefunden. Zwei Lieder sagen uns mehr als alles andere von dieser Not der Herzen. Das eine gab ein junges Mädchen der ersten in Ludum einreitenden Patrouille; das andere wurde nach der Eroberung Mittaus veröffentlicht:

Wer ist in der Welt so arm wie wir,
So rechtlos und verlassen?

Das eigne Reich zertritt uns schier
In seinem blindwütigen Hassen.

Gott sei's geklagt im Kriegesbrand:
Wir Balten haben kein Vaterland!

Uns Balten strahlt ein Traumgesicht

Ob dieser blutigen Erden,

Wir aber zittern: Ist es nicht

Zu schön, um wahr zu werden?

Wer weiß — einst weht des Friedens Band,

Und wir Balten haben ein Vaterland. —

Nun zieht des Reiches Feind heran,

Der Feind, der unfres Blutes,

O Deutschland komm, wir seh'n dich an,

Wir hoffen frohen Mutes,

Du haust mit deiner Eisenhand

Uns Heimatlosen ein Vaterland.

Endl

Borstöfen

Dann in u

bis Düna

Hauptstad

Soldaten

Restauran

vertrunke

flammen

Privathäu

Feuerweh

Der

waren ge

Ab und

sich Betr

slog in d

geben.

Da

Bidelhau

mit Geso

noch ein

das gan

Ein Auf

sie wied

Das wa

Da riffe

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw

Da schw